

Einleitung

Was erforschen wir, wenn wir Geschlecht erforschen? Die feministische Theorie und die Geschlechterforschung haben uns, seit den Anfängen bei Simone de Beauvoir¹ über Gayle Rubin² bis zu Judith Butler³, Schritt für Schritt der Ansicht beraubt, daß die Unterschiede zwischen den Geschlechtern auf die biologischen Aspekte der Geschlechterdifferenz zurückzuführen seien. Dieser desillusionierende und kritische Grundtenor der feministischen Bewegung hat – trotz der gegenwärtigen Flaute des Feminismus – große Bedeutung für die Sozialwissenschaft. Die Entwicklung von Geschlecht als einer sozialen Kategorie stellte Grundannahmen westlichen Denkens in Frage, weil damit die für zahlreiche Welterklärungsmodelle grundlegende Unterscheidung zwischen Natur und Kultur fragwürdig wird.⁴ Für die feministische Forschung hat die Abkehr von der

-
- 1 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Berlin, 1989.
 - 2 Rubin, Gayle: Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality, in: Carole S. Vance (Hg.): *Pleasure and Danger*, New York, Routledge 1984, S. 267–319.
 - 3 Butler, Judith: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge, 1990. Butler, Judith: *Bodies that Matter: on the Discursive Limits of Sex*. New York: Routledge, 1993.
 - 4 »Dieser Artikel soll den Glauben untersuchen, daß menschliche Wesen sich von Tieren unterscheiden und seine Implikation, daß Kultur und Natur sich deutlich getrennt gegenüberstehen. Uns soll auch die Frage nach den metaphorischen Transformationen des Kontrastes zwischen Natur und Kultur in roh – gekocht, wild – gezähmt usw. beschäftigen. Wir werden uns dann auf eine kontroverse Ebene begeben und der Möglichkeit nachgehen, daß der Kontrast zwischen weiblich und männlich als eine weitere metaphorische Transformation des vorgeblich universalen Kontrastes zwischen Natur und Kultur verstanden werden kann.« MacCormack, Carol P.: Natur, Kultur und Geschlecht: Eine Kritik, in: Rippl, Gabriele (Hg.): *Unbeschreiblich weib-*

Natur als Erklärungsgrundlage der Geschlechterdifferenz ein unendlich großes Feld für die Neubestimmung von Geschlecht und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse eröffnet. Wenn die Geschlechterdifferenz nicht auf einer natürlichen, biologischen Unterscheidung basiert, sondern sich in sozialen Zusammenhängen entwickelt, dann muß man sie auch dort aufspüren. Die Namen und Begriffe für die Bestimmung von Geschlecht jenseits der biologischen Essentialisierung sind ebenso zahlreich wie die dahinterstehenden Konzepte von Geschlecht. Die Sozialisation, die soziale Rolle, die Zuordnung zu verschiedenen Lebensbereichen, die geschlechtsspezifischen Benachteiligungen usw. wurden als die sozialen Phänomene der Geschlechterdifferenz und der Geschlechterhierarchie thematisiert. Während in den Anfängen der Geschlechterforschung die Personen eher als passive Objekte einer Vergeschlechtlichung durch die soziale Umwelt betrachtet wurden und die Sozialisation in bestimmte soziale Rollen im Vordergrund stand, werden in der jüngeren Forschung die Aktivität der Akteure⁵ im Prozeß der Produktion von vergeschlechtlichten Verhältnissen in den Fokus gerückt.⁶ Die Vorstellung, daß Geschlecht bzw. die Geschlechterdifferenz ein kulturelles und soziales Phänomen ist, war nicht nur eine großartige, neue Erkenntnis; vielmehr entstanden dadurch auch eine Reihe von neuen theoretischen Problemen und Fragen. Die Kulturalisierung von Geschlecht erforderte auch die Entwicklung einer entsprechenden Terminologie, um die nun angemessenen Fragen, Perspektiven, Methoden und Konzepte zur Erforschung von Geschlecht zu entwickeln. Auch gestandene Wissenschaftlerinnen, wie Sherry B. Ortner, wurden dabei ertappt, wie sie versuchten, den neuen Fragen im

lich: *Texte zur feministischen Anthropologie*. Frankfurt a. M., 1993, S. 55–86, hier S. 61 u. 75.

- 5 Ich war fest entschlossen, stets beide Formen, die männliche und weibliche zu verwenden. Ich fand, daß hier der Aufwand im Hinblick auf eine Gleichbehandlung der Geschlechter nicht gescheut werden soll. Schließlich stieß ich auf folgenden Satz, der sich weiter unten in der Arbeit findet: »... die die Akteure als Konstrukteure des Sozialen und damit auch als Konstrukteure oder Dekonstrukteure von ›Geschlecht‹ konzipieren.« Mit der beabsichtigten Sprachregelung hätte der Satz dann so gelautet: »... die die Akteure und Akteurinnen als Konstrukteure und Konstrukteurinnen des Sozialen und damit auch als Konstrukteure und Konstrukteurinnen oder Dekonstrukteure und Dekonstrukteurinnen von ›Geschlecht‹ konzipieren.« Diese sprachliche Absurdität erschien mir kabarettauglich, und so ließ ich von dem Vorhaben ab. Aus diesem Grund muß hier und im Rest der Arbeit ›Akteure‹ für männliche und weibliche Akteure stehen. Die Form Akteurinnen verwende ich dann, wenn es sich ausschließlich um Frauen handelt.
- 6 Hagemann-White, Carol: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht, in: *Feministische Studien* 2/93, S. 68–78, hier S. 68.

Hinblick auf Geschlecht mit alten Denkmethode zu begegnen, und dabei scheiterten.⁷

Ein grundlegendes Problem der feministischen Theoriebildung und der auf sie aufbauenden Geschlechterforschung ist die Kategorie »Frau«.⁸ Gayle Rubin stellt fest: »Wir werden nicht allein als Frauen unterdrückt, sondern wir werden dadurch unterdrückt, daß wir Frauen (oder Männer) zu sein haben.«⁹ Wenn man Geschlecht als etwas versteht und betrachtet, das sich »als Selbstbildung in sozialen Praktiken«¹⁰ vollzieht, dann wird es problematisch, die Kategorie Frau aufrechtzuerhalten. Jede Rede von »der Frau« als Bezugspunkt feministischer Argumentation – und sei sie noch so gut gemeint: gesellschaftskritisch und einführend – scheint sich zwangsläufig in die unterdrückende Zuschreibungspraxis einzureihen. Irene Dölling historisiert dieses Problem, indem sie die Berechtigung einer deskriptiven – also beschreibenden – Herangehensweise an die Geschlechterverhältnisse für einen notwendigen Schritt in der Geschlechterforschung hält. Sie fordert aber auch nachdrücklich, diese Phase als beendet zu betrachten und Geschlecht als analytische Kategorie zu behandeln.¹¹ Für die Kategorie Geschlecht läßt sich festhalten, daß sie einen be-

- 7 »Insbesondere die feministische Anthropologie beschäftigte sich mit der Frage, wie sich die global verbreitete Unterordnung der Frau unter den Mann mit dem kulturellen bzw. sozialen Erklärungsansatz der Geschlechterdifferenz vereinen läßt. Allein nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit hätte die in verschiedenen Bereichen zu beobachtende kulturelle Differenz doch auch im Hinblick auf die Geschlechterhierarchie mehr Unterschied produzieren müssen als die vielfältige Monotonie weiblicher Unterordnung.« MacCormack, Carol P., a. a. O., S. 75.
- 8 »Foucault interpretiert die Frauenbewegung und mit ihr den Feminismus als eine im Sinne der Macht entstandene Bewegung, die die ihr angebotene Kategorie »Frau« konsequent aufnahm und festigte. Diese Kritik äußert auch die Feministin Judith Butler in ihrem viel diskutierten Buch »Das Unbehagen der Geschlechter«. Sie fragt, ob die feministische Bewegung nicht auf die List der Macht hereingefallen sei, indem sie dieses Subjekt »Frau«, welches sich wunderbar in die binäre Anordnung der heterosexuellen Geschlechterwelt einfügt, aufnahm und für sich weiterkonstruierte.« Rüter, Christian: Der konstruierte Leib und die Leibhaftigkeit der Körper, in: *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Beier, Stefan; Fröhler, Norbert u. a. (Hg.), Berlin/Hamburg 1996, S. 76–107, hier S. 84. Vgl. auch: Franklin, Sarah; Lury, Celia; Stacey, Jackie: *Off-Centre Feminism and Cultural Studies*, London, 1991, S. 4.
- 9 Hagemann-White, Carol: »Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht«, in: *Feministische Studien* 2/93, S. 68–78, hier S. 68.
- 10 Ebenda, S. 68.
- 11 Dölling, Irene; Krais, Beate: Vorwort der Herausgeberinnen, in: *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Dölling, Irene; Krais, Beate (Hg.), Frankfurt a. M., 1997, S. 7–13, hier S. 7 ff.

achtlichen Weg innerhalb der Sozialwissenschaften zurückgelegt hat: von einem Begriff, der im Sinne der Spezifik zunächst wie eine Eigenschaft oder ein Attribut verwendet wurde, über eine Analysekategorie von sozialen Situationen und Strukturen bis hin zu einem dynamischen Begriff der Produktion sozialer Organisation. Trotz aller Kritik, die man an der Geschlechterforschung und der feministischen Theoriebildung üben kann, ist es das Verdienst dieser Diskussion, sich den begrifflichen Verwerfungen und argumentativen Konflikten gestellt zu haben, und das gilt auch stellvertretend für ähnliche soziale Phänomene. Geschlecht ist nämlich nicht die einzige Form der Naturalisierung sozialer Unterschiede, mit der wir zu tun haben. Vielmehr ist die Naturalisierung sozialer Unterschiede eine in westlichen Gesellschaften beliebte Form der Rechtfertigung und/oder Verschleierung ungerechter Machtverhältnisse. Es gibt inzwischen unendlich viele Arbeiten, die die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz theoretisch kritisieren. Mit der Theoretisierung der Geschlechterfrage hat aber die empirische Erforschung der Produktionsbedingungen von Geschlecht im Sinne des *doing gender* nicht Schritt halten können.¹² Deshalb widmet sich dieses Forschungsprojekt der Aufgabe, hier einen empirischen Beitrag zu leisten und die alltäglichen Verhandlungen von Geschlecht und die vergeschlechtlichten Praxen zu erforschen.

Was heißt das für den Forschungsprozeß? Was bedeutet es für ein konkretes Forschungsarrangement, Geschlecht als eine analytische Kategorie zu entwickeln? Es bedeutet zunächst, daß nicht feststeht, was Geschlecht ist, wie es passiert, welche Funktion es in der sozialen Praxis übernimmt. Der Forschungsprozeß muß die Kategorie Geschlecht in gewissem Grade offen lassen. Erving Goffman gilt als derjenige, der schon sehr früh (1977, 1979) Geschlecht konsequent als ein Organisationsprinzip sozialer Interaktionen und sozialer Strukturen betrachtet und entsprechend erforscht hat.¹³ An Hand verschiedener Beispiele zeigt er, daß die Geschlechterdifferenz, so wie wir sie leben und erleben, weniger mit den biologischen Unterschieden zu tun hat als mit der Funktionsweise von sozialen Arrangements. Sie ist also nicht in den Personen zu suchen, sondern vielmehr in den Interaktionen zwischen den Personen und den sozialen Institutionen, in denen wir uns bewegen.

»Wir könnten in einem Gedankenexperiment die Sache auch herumdrehen und fragen, was aus der Umwelt herausgefiltert oder in sie hinein projiziert werden mußte, damit die angeborenen Unterschiede, die es ja gibt, überhaupt irgendeine Bedeutung – in Wirklichkeit oder in der Vorstellung – bekommen konnten.«¹⁴

12 Dölling, ebenda, S. 10.

13 Goffman, Erving: *Interaktion und Geschlecht*, Frankfurt a. M., 1994, S. 105.

14 Ebenda, S. 128.

Goffman dreht die Frage nach den Geschlechterverhältnissen nicht nur als Gedankenexperiment, sondern auch in seiner tatsächlichen Argumentation um. Als ein Beispiel dient ihm das räumliche Arrangement von Toiletten in der westlichen Welt. Hier zeigt er, daß die Art und Weise, wie diese eingerichtet sind, nicht mit den biologischen Unterschieden zusammenhängen können, sondern vielmehr dazu dienen, Männern und Frauen die Gelegenheit zu geben, sich die vermeintlichen Unterschiede zwischen ihnen vorzuexerzieren. Die Geschlechterdifferenz erscheint somit als Strukturprinzip der sozialen Umwelt, das durch die symbolische Ordnung, die darin eingelassen ist, die Organisation des Sozialen garantiert. Goffman nennt das »institutionelle Reflexivität«. Nicht zu unrecht gilt Goffman als derjenige, der die Idee des *doing gender* sehr konsequent zu Ende gedacht und umgesetzt hat. Stefan Hirschauer äußert sich kritisch zum Umgang mit der Kategorie des *doing gender* in den Sozialwissenschaften und hebt Goffmans Arbeiten positiv hervor:

»In gewisser Weise gehört es heutzutage zum soziologischen Common sense anzunehmen, die Geschlechterdifferenz sei sozial konstruiert. Zumeist bezieht man sich dabei auf die Konventionalität von Rollenzumutungen, auf Sozialisationsprozesse und kulturelle Stereotypen. Diese gängigen Versionen der Konstruktionsthese muten allerdings recht bescheiden an gegenüber einer radikaleren Soziologisierung der Geschlechterdifferenz, wie sie in Ansätzen schon früh in Arbeiten von Harold Garfinkel und Erving Goffman zur interaktiven Hervorbringung des Geschlechts formuliert wurde. Sie machten darauf aufmerksam, daß Zweigeschlechtlichkeit ein Darstellungs- und Klassifikationsphänomen ist, ein Merkmal der Sozialorganisation und nicht von Personen. Diese genuin soziologischen Beiträge zur Geschlechterdifferenz sind in der empirischen Sozialforschung wie in der soziologischen Theorie bis heute praktisch nicht zur Kenntnis genommen worden. Statt dessen finden sich in den Sozialwissenschaften neben der Formel von der »sozialen Konstruiertheit« häufig ganz selbstverständliche Reifikationen, Essentialisierungen und Naturalisierungen der Geschlechterdifferenz.«¹⁵

Die Arbeiten, die Irene Dölling und Beate Kraus in dem Band »Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis« versammelt haben, verfolgen zum Teil einen ähnlichen Ansatz wie Goffman, insofern auch sie die Geschlechterverhältnisse nicht als Gegenstand von Sozialisationsprozessen und Bildungsinstitutionen betrachten, sondern die Sichtweise herumdrehen und die Geschlechterdifferenz in sozialen Praxen und

15 Hirschauer, Stefan: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 4, 1994, S. 668–692, hier S. 670 ff.

Institutionen aufsuchen.¹⁶ So setzen beispielsweise Cockburn und Omrod die Geschlechterverhältnisse in Beziehung zu den Technologieverhältnissen.¹⁷ Am Beispiel der technischen Entwicklung und Produktion der Mikrowelle rekonstruieren sie die vergeschlechtlichten Muster, die darin eingelassen sind. Ein vergleichbares Projekt unternehmen Margareta Steinrücke und Petra Frerichs im gleichen Band für das alltägliche Kochen. Gemeinsam ist diesen Arbeiten, daß sie Geschlecht in praktischen Zusammenhängen aufsuchen und versuchen, die Geschlechterdifferenz als Organisationsprinzip und Resultat verschiedener sozialer Kontexte zu beschreiben. An diesen Ansatz knüpft meine Arbeit an. Auch ich verstehe Geschlecht als etwas, daß in die sozialen Praxen eingelassen ist und dort strukturierend wirkt. Das Feld, in dem ich den Produktionsbedingungen von Geschlecht nachgehe, ist die alltägliche Kleidungspraxis. Bevor ich näher darauf eingehe, soll auf ein Grundproblem aufmerksam gemacht werden, daß die Konzeption des *doing gender* mit allen praxeologischen Ansätzen teilt und von daher auch diese Forschung hier beschäftigt. Stefan Hirschauer hat auf eine Kritik an Goffman aufmerksam gemacht, die in gewisser Weise paradigmatisch ist:

»Eine Soziologie der Geschlechterdifferenz hat diese beiden antagonistischen Probleme zu lösen. Es sind, wie leicht zu erkennen ist, die Probleme jeder Theorie kultureller Reproduktion: der Kontingenz und Wandelbarkeit wie der Stabilität sozialer Ordnung gleichermaßen gerecht zu werden. [...] Goffman wurde von Garfinkel vorgehalten, seine Soziologie taue nur für episodische Konstruktionen und könne die fortlaufende Produktion von Geschlechtszugehörigkeit nicht konzipieren (Garfinkel 1967: 167). Dieses Defizit in der Rekonstruktion individueller Konstanz von Geschlechtszugehörigkeit soll hier als Chance aufgegriffen werden, mit einem ›loose coupling approach‹ (Goffman 1983: 12) sowohl die Kontingenz als auch die Stabilität der Geschlechterdifferenz denken zu können.«¹⁸

16 »Die Ausbildung von Geschlechterunterschieden im Verlauf des Sozialisationsprozesses und in den Bildungsinstitutionen ist schon oft Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen gewesen. In den hier abgedruckten Aufsätzen geht es nicht darum, ein weiteres Mal monoton bestehende Geschlechterunterschiede als sozialisatorisches Resultat zu bestätigen.« Vorwort in: *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Dölling, Irene; Kraus, Beate (Hg.), Frankfurt a. M., 1997, S. 7–13, hier S. 11/12.

17 Cockburn, Cynthia; Omrod, Susan: Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis »gemacht« werden, in: *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Dölling, Irene; Kraus, Beate (Hg.), Frankfurt a. M., 1997, S. 17–47, hier S. 17.

18 Hirschauer, Stefan: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 4, 1994, S. 668–692, hier S. 671.

Nicht nur das Alltagsbewußtsein, auch das sozialwissenschaftliche Denken tut sich mit der Vorstellung schwer, Geschlecht sei kulturell. Es scheint in unserem Denken etwas zu geben, das sich dagegen sperrt. Regelrecht reflexartig ordnen wir das sich Wandelnde der Kultur und das Kontinuierliche der Natur/Biologie zu. Durch die Kulturalisierung der Geschlechterdifferenz und die Konzeption von Geschlecht als soziale Praxis wurde dieses zentrale Differenzierungsmuster unseres Denkens in Frage gestellt. Die Unterscheidung von Natur und Kultur dient uns nicht nur als Organisationsschema der Erkenntnis, sondern auch als Brille, mit der wir die Welt betrachten, mit der sich unsere Wahrnehmung und deren Interpretation ganz unmittelbar ordnen. Das Verhältnis von Wandel und Stabilität, von Vielfalt und Universalität bedrängt unseren Geist. Wir wollen wissen, in welchem Sinne sich die Verhältnisse wandeln und doch sich gleichbleiben. Wir wollen wissen, in welche Richtung wir uns entwickeln, und das gilt auch für die Geschlechterverhältnisse. Die Zuordnung zu Natur und Kultur bietet keine Antwort mehr, weil diese Unterscheidung als nicht mehr akzeptabel gilt. Pierre Bourdieu hat sich mit dieser Problematik theoretisch und empirisch auseinandergesetzt und dabei eine Terminologie entwickelt, die versucht, das Soziale sowohl in seiner Dynamik als auch in seiner Stabilität praxeologisch zu denken. Die Praxis steht im Zentrum seiner Theorie des Sozialen. Der auf Marx zurückgehende Begriff der Praxis meint, daß die Menschen die Bedingungen, die sie prägen, selbst produzieren. Dieser Gedanke wird von Marx in den Feuerbach-Thesen entwickelt.¹⁹ Bourdieu versucht, die Produktion des sozialen Raumes und die Stabilität der darin bestehenden sozialen Unterschiede mittels einer Theorie der ästhetischen Praxis zu beschreiben. Die Klassenunterschiede sind zum einen das Produkt ästhetischer Urteile und der sich

19 »Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus – den Feuerbachschen miteingerechnet – ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des *Objekts* oder der *Anschauung* gefaßt wird; nicht aber als *menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis*, nicht subjektiv. [...] Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände von den Menschen verändert werden [...].« Marx, Karl: Thesen über Feuerbach, in: Engels, Friedrich: *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*. Berlin, 1989, S. 69/70. Eberhard Braun rekapituliert das so: »Die Menschen als praktische Wesen produzieren die Struktur ihres Lebenszusammenhangs. Dieser Lebenszusammenhang ruft eine bestimmte Vorstellung der Menschen von sich selbst hervor, eine Konzeption vom Wesen des Menschen. Dieses Wesen ist aber keineswegs die unveränderliche Natur des Menschen, sondern ein bestimmtes gesellschaftliches Produkt.« Braun, Eberhard: »*Aufhebung der Philosophie*« *Marx und die Folgen*. Stuttgart, Weimar, 1992, S. 115.

daran anknüpfenden Konsumententscheidungen; zum anderen bilden diese Unterschiede als Distinktionen ein System wechselseitiger Abgrenzung und sind insofern aufeinander bezogen und voneinander abhängig. Die Stabilität liegt also in der Relationalität der Gesamtstruktur und nicht in der Beziehung zwischen einer sozialen Erscheinung und ihrem naturhaften Wesen. Der Begriff, der die praktische Beziehung zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft fassen soll, ist der Begriff des Habitus. In ihm zeigt sich die dialektische Spannung, die mit der Idee der Praxis genuin verbunden ist: »Der Habitus ist nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur.«²⁰

Ziel dieser Arbeit ist es, einige Aspekte dieser wechselseitigen und praktischen Strukturierung der Geschlechterdifferenz und der Formierung der Geschlechterverhältnisse zu beschreiben. In dem bereits erwähnten Band von Dölling und Kraus wird die Möglichkeit ausgelotet, den Habitusbegriff, den Bourdieu für die Erklärung gesellschaftlicher Klassen entwickelt hat, auf die Geschlechterdifferenz zu übertragen. Dadurch wird ein neues Licht auf die Frage geworfen, wie die Stabilität geschlechtlicher Ungleichheit – trotz ihres praktischen Wesens und ihrer kulturellen Vielfalt – zu erklären sei. Neben der Somatisierung der symbolischen Unterschiede, die durch Foucault ins sozialwissenschaftliche Bewußtsein gerückt wurde, liefert Bourdieu eine weitere Erklärung: die Homologien der verschiedenen sozialen Bedeutungen.

»Der Umstand, daß die kulturelle Selektion der semantisch passenden Züge bestimmte gänzlich unanfechtbare natürliche Eigenschaften symbolisch übernimmt, trägt so – zusammen mit anderen Mechanismen, deren wichtigster, wie man gesehen hat, ohne Zweifel das Einfügen jeder Relation (voll/leer z. B.) in ein System homologer und untereinander verbundener Relationen ist – dazu bei, das Willkürliche des sozialen Nomos in Notwendigkeit der Natur (physis) zu verwandeln.«²¹

Der Grund für die ausführliche Besprechung der praxistheoretischen Hintergründe liegt darin, daß die Frage nach einer angemessenen Erforschung einer alltäglichen, vergeschlechtlichten Praxis das Forschungsarrangement von der Konzeption bis zur Interpretation geprägt hat. Ich wollte auf jeden Fall vermeiden, von der praxeologischen Argumentation in eine repräsentative zu rutschen. Einen Ansatz zu finden, der konse-

20 Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M., 1993, S. 279.

21 Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, in: *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Dölling, Irene; Kraus, Beate (Hg.), Frankfurt a. M., 1997, S. 153–217, hier S. 177.

quent praxeologisch und relational argumentiert, bildet deshalb eine der wesentlichen Ambitionen dieser Arbeit. Auf diesem Wege soll es möglich werden, ein Verständnis davon zu gewinnen, wie Geschlecht als Organisationsprinzip der Kleidungspraxis funktioniert; zugleich soll damit aber auch die Hartnäckigkeit dieser vergeschlechtlichten Alltagsorganisation deutlich werden.

Das soziale Arrangement, in dem das *doing gender* hier untersucht wird, ist eine sehr kleine, aber sich beständig wiederholende Alltagssituation: das Sich-Anziehen. Wir dürfen nicht nackt auf die Straße, und meistens ist es dafür auch zu kalt. So stehen wir jeden Morgen vor dem Schrank und der Frage: Was zieh' ich an? Weil sich die meisten Menschen allein anziehen, handelt es sich nicht eigentlich um eine Interaktion, eher um eine Pseudointeraktion mit dem eigenen Spiegelbild, mit sich selbst. Dabei spielt die Kleidung als das, was ausgewählt wird, eine zentrale Rolle, und zwar im Unterschied zu der Kleidungs- und Modeforschung, die eine direkte Beziehung zwischen der Kleidung und sozialen Unterschieden wie Klasse oder Geschlecht oder auch historischen und gesellschaftlichen Entwicklungen herstellt. Die vorliegende Forschung setzt bei den Reflexionen an, die die Akteure und Akteurinnen über diese alltägliche Praxis anstellen. Ich fragte meine Interviewpartner und Interviewpartnerinnen²², was ihnen durch den Kopf gehe, wenn sie vor dem Schrank oder Spiegel stehen, welche Überlegungen für die Wahl der Kleidung eine Rolle spielen. Schritt für Schritt wurde der Fokus dann – ausgehend von der an dem jeweiligen Tag getragenen Kleidung – erweitert: Die Frage nach männlichen und weiblichen Dimensionen von Kleidung tauchte auf und ebenso die Frage nach den Einkaufsgewohnheiten. Die Perspektiven der Akteure und Akteurinnen, ihre Wahrnehmungen, ihre Kategorien, ihre Theorien über das soziale Phänomen Kleidung bilden den eigentlichen, empirischen Zugang zur Frage nach den Geschlechterverhältnissen. Diese indirekte und sich auf ein sehr konkretes Ereignis stützende Thematisierung von Geschlecht hatte den Vorteil, daß nicht nur die stereotypen und allseits bekannten Relationen zwischen Kleidung und Geschlecht Thema wurden, sondern auch randständigere Erfahrungen in die Interpretation einbezogen werden konnten. Auch Elke Gaugele zeigt mit ihrer Arbeit, daß Kleidung und Geschlecht zwei soziale Kontexte darstellen,

22 Aus forschungspragmatischen Gründen habe ich die Untersuchungsgruppe eingeschränkt. Die interviewten Personen sind zwischen 1965 und 1971 geboren und in Westdeutschland oder Westberlin aufgewachsen. Die generative und geographische Einengung war notwendig, um bei einem breiten sozialen Spektrum der Interviewpartner nicht zu komplex zu werden.

die sich sehr produktiv aufeinander beziehen lassen.²³ Auch ihr kommt es vor allem darauf an, über die Trivialitäten, die in dieser Beziehung stecken, hinauszugehen. Ingeborg Harms kritisiert mit deutlich polemischem Unterton die jüngere Modeforschung wegen ihrer kurzschlüssigen und phantasielosen Interpretationen des Zusammenspiels von Kleidung und Geschlecht und hebt eine Forschungsarbeit hervor, die die vermeintliche Befreiung der Frauen durch das Ablegen des Korsetts als Illusion entlarvt.²⁴ In ihrem »Streifzug durch die jüngere Modekritik« zeigt sie, wie sehr die Interpretationen der Mode von politischen und ideologischen Positionen abhängen. Dabei problematisiert sie insbesondere den Begriff der Freiheit und seine Verwendung. Auch der feministischen Diskussion wirft sie vor, einen romantischen Freiheits- und Emanzipationsbegriff zu haben und von daher vestimäre Phänomene falsch eingeordnet zu haben. Das gilt auch für postmoderne Interpretationen, die »den fortwährenden Kostümwechsel, das Modellieren des Körpers, die Oszillation zwischen Verwischen und Unterstreichen der Geschlechterdifferenzen« als Ausdruck von Freiheit mißverstehen und nicht erkennen, daß an den vervielfältigten Identitätskonzepten vor allem die Industrie verdient. Im alltäglichen Sprachgebrauch und Nachdenken über Mode und Kleidung taucht diese Vorstellung in der Formulierung »es ist möglich geworden« auf. Es ist möglich geworden, daß Frauen Hosen tragen, daß Männer Röcke tragen; es ist möglich, daß Anzüge farbig sind usw. Die Eröffnung einer neuen Möglichkeit erscheint immer als eine Befreiung. Aber in welchem Rahmen bewegen sich die Möglichkeiten? Mit welcher Begleitmusik treten sie auf? Wie werden sie wahrgenommen und bewertet? Um ein einzelnes vestimäres Phänomen angemessen zu interpretieren, muß es im Kontext seiner Verhandlungen gedeutet werden. Es einfach als Zeichen zu nehmen und zu verallgemeinern reicht nicht aus. Die Liberalisierungen der Kleiderordnung in bestimmten Aspekten sollte nicht mit der Aufhebung der Geschlechterordnung gleichgesetzt werden. Die Tatsache, daß man heutzutage zuweilen Männer in Röcken auf der Straße sieht, deutet auf eine Transformation der vergeschlechtlichten Verhältnisse hin – nicht auf ihre Abschaffung. Gerade bei Männern – das wird diese Arbeit unter anderem zeigen – ist das Sanktionspotential enorm hoch, wenn sie versuchen, sich

23 Gaugele, Elke: *Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion*. Köln, 2002, S. 17 ff.

24 »Tatsächlich wurde der Wechsel zu tiefen Taillen und gerade fallenden Flapper-Kleidern in Modezeitschriften von rigorosen Diätvorschriften begleitet, so daß die Frauen vielleicht weniger als ihre Mütter in ihrer Bewegung, dafür aber umso mehr in ihrem Genuß behindert waren.« Harms, Ingeborg: Freiheit macht dick oder für diesen Dress brauchst du Dressur, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. April 2003, Nr. 99, S. 42.

aus den für sie vorgesehen, vestimären Bahnen hinauszubewegen. Bei den Frauen werden die Ambivalenzen, die in den Prozeß der Befreiung eingebaut sind, deutlich werden.

